

dtv

Mailand an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Leonardo da Vinci möchte im Refektorium des Klosters Santa Maria delle Grazie endlich sein Gemälde ›Das Abendmahl‹ vollenden – doch ihm fehlt das Modell für den Kopf des Judas. Und er macht sich auf die Suche nach dem »aller-schlechtesten Menschen in ganz Mailand«. Der berühmte Maler findet ihn schließlich in dem böhmischen Kaufmann Joachim Behaim, der – wie Judas – fähig ist, aus Stolz einen Verrat zu begehen. Die Geschichte des Kaufmanns steht im Mittelpunkt dieses spannenden historischen Romans, der Liebe und Geld ebenso zum Thema hat wie Kunst und Künstlertum.

Leo Perutz wurde am 2. November 1882 in Prag geboren und siedelte 1899 mit der Familie nach Wien über. 1938 emigrierte er nach Tel Aviv. Perutz starb am 25. August 1957 in Bad Ischl. Sein Werk umfaßt zahlreiche Romane und Erzählungen und wurde in viele Sprachen übersetzt.

Leo Perutz

Der Judas des Leonardo

Roman

Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Hans-Harald Müller

dtv

Von Leo Perutz
ist bei dtv außerdem lieferbar:
Nachts unter der steinernen Brücke (13025 und 14075)
Der Meister des Jüngsten Tages (13112)
Der schwedische Reiter (13160)
Zwischen neun und neun (13229)
Wohin rollst du, Äpfelchen . . . (13349)
Der Marques de Bolibar (13492)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Vollständige Ausgabe 2005
7. Auflage 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags
© 1988 und 1994 Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H., Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
des Gemäldes ›Zeichen nach der Natur‹ (1947)
von Max Ernst (VG Bild-Kunst, Bonn 2016)
Gesetzt aus der Bembo 10/12,25
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13304-3

Im März des Jahres 1498, an einem Tage, der der lombardischen Ebene Regenschauer, unterbrochen von Windstößen und verspätetem Schneefall, brachte, begab sich der Prior des Dominikanerklosters Santa Maria delle Grazie in die Burg zu Mailand, um dem Herzog Ludovico Maria Sforza, den man den Moro nannte, seine Aufwartung zu machen und um des Herzogs Beistand in einer Sache zu erlangen, die ihm seit geraumer Zeit andauernd Kummer und Verdruß bereitete.

Der Herzog von Mailand war in jenen Tagen nicht mehr der kühn denkende und rasch zugreifende Kriegs- und Staatsmann von einst, dem es so oft gelungen war, den Krieg von seinem Herzogtum fernzuhalten, indem er, Unruhe in allen Nachbarländern stiftend, den feindlichen Kräften eine andere Richtung gab und seine eigene Macht vermehrte. Sein Glück und Ansehen waren im Niedergang begriffen, und was das Glück anlangt, so ist manchmal, wie der Herzog selbst zu sagen pflegte, eine Unze davon mehr wert als wohlgewogene zehn Pfund Weisheit. Vorüber war die Zeit, in der er den Papst Alexander VI. seinen Kaplan, den König von Frankreich seinen stets bereiten Kurier, die »Serenissima« – die Republik Venedig – seinen schwerbeladenen Packesel und den römischen Kaiser seinen besten Kondottiere nannte. Jener König von Frankreich, Karl VIII., war tot, und sein Nachfolger, Ludwig XII., erhob als Enkel eines Visconti Ansprüche auf das Herzogtum Mailand. Maximilian, der römische Kaiser, war in so vielerlei Händel verstrickt, daß er selbst der Hilfe bedurfte, und was die

»Serenissima« betraf, so hatte sie sich als solch ein unruhiger Nachbar erwiesen, daß der Moro ihr kundgetan hatte, er werde sie, falls es ihr befielen, sich der Liga seiner Gegner anzuschließen, zum Fischfang weit ins Meer hinausschicken und ihr nicht einen Fußbreit festen Bodens lassen, um Korn darauf zu säen. Denn noch besaß er etliche Tonnen Gold, um notfalls damit Krieg zu führen.

Der Moro empfing den Prior des Klosters Maria delle Grazie in seiner alten Burg, im »Saal der Götter und Giganten«, der seinen Namen den Fresken verdankte, die zwei seiner Wände bedeckten, indes die dritte mit ihren stark verblaßten und zum Teil abgeblätterten Farben eine »Vision des Ezechiel« aus den Tagen der Viscontis gerade noch erkennen ließ. Hier pflegte der Herzog in den Vormittagsstunden einen Teil der Staatsgeschäfte zu erledigen. Nur selten traf man ihn hierbei allein an, denn zu jeder Stunde des Tages mußte er vertraute Gesichter in seiner Nähe oder doch in Rufweite haben. Das Alleinsein, mochte es auch nur Minuten währen, beunruhigte und bedrückte ihn, es erschien ihm dann, als wäre er schon von allen verlassen, und eine trübe Vorahnung ließ ihm den weitesten Raum zu einer Kerkerzelle sich verengen.

An diesem Tage nun und zu dieser Stunde befand sich beim Herzog der Staatsrat Simone di Treio, der ihm soeben Vortrag darüber gehalten hatte, wie man den Groß-Seneschall des Königreichs Neapel, den man bei Hof erwartete, zu empfangen habe. Weiters ein Sekretär der herzoglichen Kanzlei, der sich Notizen machte. In einer Fensternische standen der Schatzmeister Landriano und der Feldhauptmann da Corte, von dem es schon damals hieß, daß er die französischen Goldkronen jeder anderen Münze vorzöge, und beide Herren blickten mit sachverständiger Miene auf zwei Pferde, einen großen Berber und einen Sizilianer, die von Reitknechten unten im alten Hof auf und nieder geführt

wurden, indes der Stallmeister des Herzogs mit ihrem Eigentümer, einem deutschen Roßkamm, wegen des Preises verhandelte, und man sah den Deutschen immer nur den Kopf schütteln. Im Hintergrund des Saales, nicht weit vom Kaminfeuer und zu Füßen eines an die Wand gemalten greulichen Riesen, der in furchterregender Weise die Backen aufblies, saß die Dame Lucrezia Crivelli, die als die Geliebte des Herzogs galt. Sie war in Gesellschaft zweier Herren: des Hofdichters Bellincioli, eines hageren Mannes, dessen Gesicht den melancholischen Ausdruck eines brustkranken Affen zeigte, und des Lyraspielers Migliorotti, den man bei Hofen »Fenchel« nannte. Denn so wie die mit Fenchel zubereiteten Süßigkeiten und Leckereien erst am Schluß der Mahlzeit, wenn alle schon gesättigt sind, aufgetragen werden, so ließ der Herzog auch den Lyraspieler zumeist dann zu sich rufen, wenn er jeglicher Unterhaltung überdrüssig war. Dieser »Fenchel« war ein wortkarger Mensch, und wenn er einmal irgend etwas sagte, so klang es plump und gewöhnlich, auch hatte er ein krächzendes Organ, und darum schwieg er lieber. Aber er verstand es, alle seine Gedanken und Meinungen sehr geschickt und verständlich durch die Töne seiner Lyra auszudrücken. Und jetzt eben, während der Moro den Prior mit liebenswürdigen Worten willkommen hieß und ihn sodann zu einem Armstuhl geleitete, intonierte der »Fenchel« in einer feierlich-getragenen Weise, so daß es wie ein Kirchenchoral klang, einen Mailänder Gassenhauer, dessen Text mit den Worten begann:

»Diebe schleichen in der Nacht.
Gib auf Deinen Beutel acht!«

Denn jedermann bei Hofe wußte, daß es sich der Prior zur Regel gemacht hatte, die Freigebigkeit des Herzogs bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bot, in Anspruch zu nehmen, und

gewöhnlich leitete er sein Anliegen damit ein, daß er klagte, die Reben auf den beiden Klostergrütern hätten in diesem Jahr zufolge der schlechten Witterung nicht angesetzt, und dies sei eine Sache, die ihn in die schwerste Bedrängnis gestürzt habe oder noch stürzen werde.

Die Geliebte des Herzogs, die sich von ihrem Sitz beim Kaminfeuer erhoben hatte und auf den Prior zuing, wandte den Kopf und warf dem »Fenchel« einen strafenden Blick zu. Sie war fromm erzogen, und wenn sie auch nicht mehr in jedem Priester oder Mönch den Vertreter Gottes auf Erden sah, so schien ihr dennoch Geld, das der Kirche zufließ, wohlangeordnetes Geld zu sein, von dem man sich den größten Nutzen erwarten durfte.

Indessen hatte sich der Prior mit einem leisen Ächzen in den Armstuhl fallen lassen. Die Frage des Herzogs nach seinem Befinden beantwortete er mit Klagen darüber, daß es ihm schon seit vielen Wochen an Eßlust fehle, wobei er Gott zum Zeugen dafür anrief, daß er in zwei Tagen nicht mehr als einen Bissen Brot und einen halben Rebhuhnflügel zu sich zu nehmen imstande gewesen sei. Wenn das so weiterginge, – fügte er hinzu, – werde er noch gänzlich von Kräften kommen.

Und nun erwies es sich, daß er diesmal erstaunlicherweise nicht, um eine Beihilfe in Geld zu erlangen, gekommen war, denn er erwähnte mit keinem Wort die Reben, die sicherlich auch in diesem Jahr nicht angesetzt hatten, er kam vielmehr sogleich auf den Gegenstand zu sprechen, dem er die Schuld an seinem schlechten Gesundheitszustand gab.

»Es ist dieser Christus mit seinen Aposteln«, sagte er, indem er sich Luft zufächelte, »das heißt, wenn es überhaupt ein Christus ist, denn zu erkennen ist noch gar nichts, abgesehen von ein paar Beinen und Armen, die ich weiß nicht welchem von den Aposteln zugehören. Ich habe es

satt. Dieser Mensch treibt es zu arg. Monatelang läßt er sich nicht blicken, und wenn er dann endlich einmal kommt, dann steht er den halben Tag über vor dem Bild, ohne daß er den Pinsel auch nur in die Hand nimmt. Glaubt mir, er hat diese Malerei nur begonnen, um mich mit ihr zu Tode zu ärgern.«

Diese ganze Rede hatte der »Fenchel« mit einer neuen Melodie begleitet, und diesmal war es ein Spottlied, das die geringen Leute in Mailand zu singen pflegten, wenn sie eine schlechte, langatmige und langweilige Predigt nicht länger anhören mochten, und der Text dieses Liedes lautete:

»Auf! Nach Hause! Gott zum Gruß!
Was er spricht, ist Zwiebelmus.«

»Ihr seid, hochwürdiger Vater«, ließ sich jetzt der Herzog vernehmen, »in eine Schmiede gekommen, in der ich mich andauernd zwischen dem Amboß und dem Hammer befinde, denn es vergeht selten ein Tag, ohne daß mir eine solche oder eine andere Klage gegen diesen Menschen zugetragen wird, dem ich, jedermann weiß es, wie einem Bruder zugetan bin, und ich werde niemals aufhören, ihn zu lieben. Es ist, scheint es, in vielen seiner Künste bei ihm eine Windstille eingetreten, und seit er sich, ich weiß nicht, ob aus Trotz oder aus echtem Eifer, den Experimenten und der Mathematik zugewendet hat, ist von ihm nicht einmal eine kleine holdselige Madonna zu erlangen, dies, sagt er, sei eine Sache, die den Salai angehe, seinen Schüler, der ihm bis zum vorigen Jahr die Farben gerieben hat.«

»Ich glaube«, warf der Dichter Bellincioli ein, »daß er sich gerade jetzt mehr denn je mit den Problemen der Malerei befaßt. Erst gestern sprach er zu mir mit der ihm eigenen großen Eindringlichkeit von den zehn hohen Ämtern, die das Auge des Malers zu verwalten habe, und er

zählte sie mir auf: Schatten und Licht, Umriß und Farbe, Figur und Hintergrund, Entfernung und Nähe, Bewegung und Ruhe. Und ferner sagte er mit der allerernstesten Miene, daß die Malerei über die Kunst der Ärzte zu stellen sei, denn ihr gelänge es, die längst Verstorbenen zu erwecken und die noch Lebenden dem Tode streitig zu machen. So spricht nicht einer, der an seiner Kunst verzweifelt.«

»Er ist ein Träumer und Märchenerzähler geworden«, sagte der Feldhauptmann da Corte, der seine Aufmerksamkeit für kurze Zeit den beiden Pferden unten im Hof entzog. »Ich glaube nicht, daß ich seine tragbaren Brücken für Flüsse mit hohen und mit niedrigen Ufern jemals woanders als auf dem Papier zu sehen bekommen werde. Er beginnt das Höchste und beendet nichts.«

»Was Ihr, gnädigster Herr, eine Windstille zu nennen beliebt«, wandte sich der Schatzmeister Landriano an den Herzog, »das entspringt vielleicht seiner Furcht, Irrtümer zu begehen. Und diese Furcht wächst in ihm von Jahr zu Jahr in dem Maße, als sein Wissen zunimmt und sein Können reift. Er müßte ein Weniges von seiner Kunst und seinem Wissen vergessen, um wieder schöne Werke zustande zu bringen.«

»Das mag sein«, erklärte der Prior mit gelangweilter Miene. »Aber er sollte doch vor allem daran denken, daß ein Refektorium dazu da ist, sich darin zum Speisen niederzulassen, nicht aber, um seine Sünden darin abzubüßen. Ich kann den Anblick des Gerüstes und der Schwingbrücke mit der gerade nur angepinselten Wand dahinter nicht länger ertragen und noch weniger den Geruch des Mörtels, des Leinöls, des Lacks und der Farben, den ich dauernd zu spüren bekomme. Und wenn er sechsmal im Tage feuchtes Holz in Brand setzt, daß uns der dicke Rauch in die Augen beißt, nur um, wie er sagt, zu erfahren, in welcher Farbe dieser Rauch aus einiger Entfernung gesehen, sich dem

Auge darbietet, – was das mit dem ›Abendmahl‹ zu tun hat, das soll mir einer sagen.«

»Wir haben nun«, meinte der Herzog, »drei oder vier verschiedene Anschauungen über den Stillstand in Messer Leonardos Arbeit gehört, und es ist billig, daß wir jetzt ihn selbst in seiner Sache zu Wort kommen lassen. Er ist in meinem Hause. Aber ich rate Euch, hochwürdiger Vater: Sprecht sachte zu ihm, denn zwingen läßt er sich zu nichts.«

Und er gab dem Sekretär den Auftrag, den Meister Leonardo herbeizuholen.

Der Sekretär fand den Maler in einem Winkel des alten Hofes barhäuptig im Regen kauern, mit dem Skizzenbuch auf den Knien, in dem er die Bewegungen des großen Berbers und die Maße seines ausgestreckten Hinterbeins mit dem Stifte festgehalten hatte. Als er hörte, um was es sich handelte, und daß der Prior des Klosters Santa Maria delle Grazie beim Herzog sei, schlug er sein Skizzenbuch zu und ging wortlos und in Gedanken versunken hinter dem Sekretär über den Hof und die Treppe hinauf. Vor der Türe des Saales blieb er stehen und fügte der Zeichnung des Pferdebeines noch einige Striche hinzu. Dann trat er ein, und so weit abseits war er noch immer mit seinen Gedanken, daß er Miene machte, den »Fenchel« zuallererst zu begrüßen, bevor er noch dem Herzog und dem Prior seine Reverenz erwiesen hatte, während er die übrigen Anwesenden anfangs gar nicht zu bemerken schien.

»Ihr seid, Messer Leonardo, der Anlaß des uns sehr willkommenen Besuches, mit dem der hochwürdige Vater hier uns schon so früh am Tage überrascht hat«, sagte der Herzog, und jedermann, der mit seinen Gewohnheiten vertraut war, konnte aus diesen Worten erkennen, daß der Vorwurf, den sie enthielten, weniger dem Messer Leonardo als dem Prior galt, denn Überraschungen liebte der Moro nicht, und ein unangesagter Besuch war ihm niemals willkommen.

»Ich bin«, begann nun der Prior des Klosters Santa Maria delle Grazie, »dem schlechten Wetter zum Trotz, das meiner Gesundheit wahrhaftig nicht förderlich ist, hiehergekommen, damit Ihr mir im Beisein des durchlauchtigsten Herrn Herzogs, der der Protektor unseres Klosters ist, Rede steht, Messer Leonardo, denn es ist die heilige Kirche, die Euch durch mich Gelegenheit gegeben hat, Eure Tüchtigkeit zu erweisen, und Ihr habt mir versprochen, mit Gottes Hilfe ein Werk zu vollbringen, das in der ganzen Lombardei nicht seinesgleichen haben soll, und dafür, daß Ihr mir das versprochen habt, werde ich Euch nicht zwei oder drei, sondern hundert Zeugen bringen. Und jetzt sind wieder Monate vergangen, ohne daß Ihr das geringste an dem Bild gearbeitet habt, ja, bis jetzt habt Ihr überhaupt noch nichts Rechtes getan.«

»Gnädiger Herr, Ihr seht mich ganz erstaunt«, erwiderte ihm Messer Leonardo, »denn ich arbeite mit solchem Eifer an diesem Abendmahl, daß ich darüber zu essen und zu schlafen vergesse.«

»Und das wagt Ihr, mir zu sagen!« rief der Prior hochrot vor Zorn. »Mir, der ich dreimal täglich in das Refektorium komme, um Euch, wenn Ihr einmal da seid, dabei zu betreten, wie Ihr in die Luft starrt. Das nennt Ihr also Arbeit! Bin ich etwa ein Büffel, den man an der Nase führt?«

»Und ich habe«, fuhr Messer Leonardo unbeirrt fort, »dieses Werk in meinem Kopfe, unablässig daran arbeitend, so weit gefördert, daß ich Euch bald zufriedenstellen und denen, die nach mir kommen werden, zeigen könnte, was ich vermag, – wenn ich nicht noch hinter einer Sache her wäre, dem Kopf jenes Apostels nämlich, der –«

»Du mit deinen Aposteln!« fiel ihm der Prior erbost ins Wort. »Gegenüber an der Südwand die Kreuzigung, auch

mit etlichen Aposteln darauf, die ist schon längst beendet, obwohl sie der Montorfano vor noch nicht einmal einem Jahr begonnen hat.«

Sowie der Name des Montorfano fiel, der bei den Künstlern Mailands als ein Maler galt, dessen Werke der Stadt nur wenig Ehre einbrachten, ließ sich die Lyra des »Fenchel« mit ein paar ohrenzerreißenden Dissonanzen vernehmen, und zugleich trat der Staatsrat di Treio einen Schritt vor und sagte mit vollendeter Artigkeit, aber in etwas nachsichtigem Ton, der hochwürdige Herr möge verzeihen, aber solcher Montorfanos fände man ein Dutzend an jeder Straßenecke.

»Er lebt davon, daß er alle Wände bekleckst«, meinte der Dichter Bellincioli mit einem Achselzucken. »Die Buben, die ihm die Farben reiben, schütteln sich vor Lachen über diese Kreuzigung.«

»Ich halte sie für ein recht tüchtiges Stück Arbeit«, sagte der Prior, der, wenn er einmal zu einer Meinung gelangt war, starrsinnig an ihr festhielt. »Und auf jeden Fall ist sie fertiggestellt. Was ich an diesem Montorfano am meisten schätze, ist, daß er es versteht, der Oberfläche eines Bildes den Anschein eines erhabenen, vom Hintergrunde losgelösten Körpers zu geben, und das ist ihm auch bei diesem Werke gelungen.«

»Nur daß er statt des am Kreuze hängenden Erlösers einen Sack mit Nüssen hingemalt hat«, erklärte ihm der Bellincioli.

»Und Ihr, Messer Leonardo? Was ist Eure Meinung über diese Kreuzigung?« fragte die Geliebte des Herzogs, die den Meister so vieler Künste gerne in Verlegenheit gesehen hätte. Denn er ließ sich nur ungern dazu bestimmen, über die Leistungen anderer Künstler, vor allem über solche, in denen er nichts Gutes zu finden vermochte, ein Urteil abzugeben. Und wie sie es erwartet hatte, versuchte Messer

Leonardo, sich der Beantwortung der Frage, die ihm in Anwesenheit des Priors besonders ungeliegt kam, zu entziehen.

»Ihr habt, gnädigste Madonna, darin sicherlich die bessere Einsicht«, sagte er mit einem Lächeln und einer abwehrenden Bewegung seiner Hand.

»Nichts da! Hier wird nicht Fersengeld gegeben. Eure Meinung wollen wir hören«, rief der Moro belustigt und gespannt.

»Oftmals«, begann Messer Leonardo nach einiger Überlegung, »denke ich daran, wie die Malerei von Lebensalter zu Lebensalter immer mehr niedergeht, wenn nämlich die Maler nichts anderes sich zum Vorbild nehmen als die schon gemachten Malereien, statt von den Dingen in der Natur zu lernen und das Gelernte —«

»Sprecht zur Sache!« unterbrach ihn der Prior. »Was Ihr von dieser Kreuzigung zu sagen habt, wollen wir hören.«

»Es ist ein mehr gottgefälliges Werk«, sagte jetzt Messer Leonardo, jedes seiner Worte abwägend. »Und sooft ich es betrachte, fühle ich alle Leiden des gemarterten Erlösers —«

Von der Lyra des »Fenchel« kamen vergnügte Töne, die man als ein kurzes, übermütiges Gelächter deuten konnte.

»So getreu der Wirklichkeit sind sie dargestellt«, fuhr Messer Leonardo fort. »Weiters habe ich von Giovanni Montorfano auszusagen, daß er es meisterhaft versteht, einen Hasen oder einen Fasan zu zerlegen, woraus allein seine geschickte Hand zu erkennen ist.«

Die Töne der Lyra überschlugen sich in Kapriolen, und in das gedämpfte Lachen der Hofgesellschaft fuhr die Stimme des erzürnten Priors.

»Man weiß es, Messer Leonardo, jedermann weiß es, daß Ihr die böseste Zunge in ganz Mailand habt«, rief er, »und wer es mit Euch zu tun bekam, dem ist immer nur Nachteil

und Verdruß daraus erwachsen. Die guten Brüder von San Donato wissen seit Jahren ein Lied davon zu singen. Ich wollte, ich hätte auf sie gehört.«

»Ihr sprecht«, sagte Messer Leonardo gelassen, »von jener ›Anbetung der Hirten‹, die ich im Auftrag der Mönche von San Donato zu malen begann und die ich nicht beendet habe wegen der Unterstützung, die mir der Magnifico dabei angedeihen ließ.«

»Ob es eine ›Anbetung‹ war, und was der Magnifico mit der Sache zu tun hatte, das weiß ich nicht«, erklärte der Prior. »Ich weiß nur, daß die Mönche durch Euch zu Schaden kamen. Aber aus Euren eigenen Worten scheint hervorzugehen, daß Ihr Euch die Arbeit habt zweimal bezahlen lassen, einmal von den Mönchen, das andere Mal von Magnifico, und der eine wie die anderen hatten zum Schluß das Nachsehen.«

»Mir will es eher scheinen, daß in seinen Worten eine Geschichte versteckt ist«, meinte der Herzog, »oder ich müßte meinen Leonardo schlecht kennen. Ist es so, Messer Leonardo? Dann laßt sie uns hören.«

»Es ist eine Geschichte«, bestätigte Messer Leonardo, »wenngleich keine sehr kurzweilige, und wenn Ihr, gnädigster Herr, sie dennoch hören wollt, so muß ich damit beginnen, daß ich, woran mich der hochwürdige Herr Prior soeben erinnert hat, vor vierzehn Jahren am Magdalenentag in Florenz mit den Mönchen von San Donato dieses Abkommen traf, in dem ich ihnen versprach –«

»Ein großer Versprecher seid Ihr immer gewesen«, warf der Prior hin.

»– ihnen für den Hochaltar ihrer Kirche eine Anbetung der Hirten und der Könige zu malen, und am selben Tag empfing ich von den Mönchen einen Eimer Rotwein als erste Zahlung, und ich machte mich an die Arbeit. Ich erkannte aber bald, daß es für die Darstellung der Hirten

und der Könige, deren einem ich die Züge des Magnifico zu geben gedachte, nur geringer Mühe und wenig Nachdenkens bedürfte, doch als der weitaus gewichtigere Teil meiner Aufgabe erschien es mir, auf dem Bild zu zeigen, wie alle Welt in dieser Nacht die Botschaft des Heils empfängt, Handwerkern, Ratsherren, Bauern, Hökerweibern, Barbieren, Fuhrleuten, Lastträgern und Kehrlichtfegern wird sie zugetragen, in die Schenken, Stuben, Höfe, Gassen, und wo immer Leute zusammen sitzen oder stehen, kommt einer gerannt und berichtet, und auch dem Tauben soll es ins Ohr geschrien werden, daß in dieser Nacht der Heiland geboren sei.«

Diese letzten Worte hatte der »Fenchel« mit einer Melodie begleitet, die so schlicht und fromm war wie die Lieder, die die Bergbauern singen, wenn sie in der Christnacht auf verschneiten Wegen zur Messe gehen. Und Messer Leonardo hielt inne und horchte auf diese Melodie, die jetzt, da er schwieg, weiterging und zu einem Brausen des Jubels wurde, er stand und lauschte, bis sie mit einem letzten leisen Aufauchzen verklungen war. Dann fuhr er fort:

»Was nun diesen Tauben betrifft, der auch die Botschaft des Heils empfangen soll, so kam es mir in den Sinn, daß es sehr wichtig sei, den Wechsel im Ausdruck seines Gesichtes zu beobachten und zu verfolgen, und wie die dumpfe Gleichgültigkeit, die er gegenüber allem Geschehen, das nicht ihn selbst betrifft, zur Schau trägt, aus seinen Zügen verdrängt wird erst durch die Unruhe, die ihre Ursache noch nicht kennt, dann durch die Qual des Nichtverstehenkönnens und durch die Furcht, es könnte etwas für ihn Schlimmes sich ereignet haben. Nun aber kommt der Augenblick, in dem er mehr ahnt als begreift, daß auch ihm das Heil widerfahren ist, doch in seinem Gesicht spiegelt sich noch nicht die freudige Erregung, sondern zunächst nur die Ungeduld, weil er jetzt alles rasch erfahren möchte.

Um aber all dies mit dem Stifte in meinem Büchlein festzuhalten, bedurfte ich für einige Zeit des Umganges mit einem Tauben. Einen solchen aber fand ich nicht –«

»Jetzt ist es soweit«, vernahm man vom Fenster her die Stimme des da Corte. »Sie sind einig. Der Deutsche hat mit dem Kopf genickt.«

»Noch nicht. Noch lange nicht«, widersprach ihm der Landriano. »Seht doch, der Stallmeister redet noch immer auf ihn ein. Diese Deutschen sind zäh wie Leder, wenn es sich um Geld handelt. Man kommt mit ihnen nicht vom Fleck, mit einem Juden redet sich's leichter.«

Dann war wieder Stille. Die beiden Herren beobachteten weiter den Verlauf des Pferdehandels. Von dem Armstuhl des Priors her kamen ruhige und gleichmäßige Atemzüge. Die Crivelli winkte einen Diener von knabenhaftem Aussehen, der eine Schüssel mit Früchten gebracht hatte und sich geräuschlos wieder entfernen wollte, zu sich heran und gab ihm flüsternd die Weisung, sich um das Kaminfeuer zu bekümmern, das im Erlöschen begriffen war.

»Ich fand keinen Tauben in Florenz«, nahm Messer Leonardo wieder das Wort. »Es schien wahrhaftig damals in der Stadt nicht einen Menschen zu geben, der seines Gehörs in solchem Maße verlustig gegangen war, daß ich mich seiner für meine Studien hätte bedienen können. Täglich ging ich auf die Märkte und befragte die Leute, die kauften oder verkauften, ich schickte meinen Diener in die Dörfer der Umgebung, und wenn er abends zurückkam, berichtete er mir von Blinden, Lahmen und allerlei Krüppeln, aber auf einen Tauben war er nicht gestoßen. Eines Tages jedoch, als ich vom Markte heimkam, fand ich in meinem Hause wartend einen Menschen, der war stocktaub. Es war ein Verbannter, der nach Florenz zurückgekehrt war. In den Gassen umherstreichend, war er von den Stadtknechten ergriffen worden, und Lorenzo, der Magnifico, hatte, um

ihn zu bestrafen und in der Meinung, mir damit gefällig zu sein, ihn des Gehörs berauben lassen. Bedenket, Herren! Das sinnreiche Werkzeug, vom höchsten Verstand in solch kleinen Raum gesetzt, um die vielfältigen Töne und Geräusche des Weltenraums aufzunehmen und sie alle, von welcher Natur auch immer sie seien, in gleicher Treue wiederzugeben, dieses so feine Instrument hatte ihm eine plumpe Hand zerstört, und um meinetwillen war das geschehen. Begreifet, Herren, daß ich an diesem Bild nicht weitermalen und in einer Stadt nicht länger verweilen mochte, in der mir solche Gunst widerfahren war. Und es ist wahr, daß die Mönche von San Donato einen Eimer Wein eingebüßt haben und dazu etliches Geld, das sie mir für Farben, Öl und Bleiweiß angewiesen hatten, aber wie wenig wiegt ihr Verlust gegenüber jenem, den der Verbannte zu ertragen hatte um dieser elenden Anbetung der Könige willen, die Gott erkennen und dennoch seine wunderbaren Werke für nichts erachten.«

In der Stille, die im Saale herrschte, konnte man jetzt deutlich die Atemzüge des Priors vernehmen, der, erschöpft von der Fahrt auf schlechten Wegen, überanstrengt durch Rede und Gegenrede, und weil ihn jede Erzählung, die er anzuhören gezwungen war, sehr rasch ermüdete, in seinem Armstuhl eingeschlummert war. Der Schlaf hatte seine Züge geglättet und ihnen jede Härte genommen, sein Gesicht mit den in die Stirne fallenden spärlichen weißen Haarsträhnen war nun das eines den Dingen dieser Welt entrückten, sehr friedfertigen alten Mannes, und so führte er schlummernd seine Sache gegen Messer Leonardo besser als vorher mit seinen Stichelreden und Zornausbrüchen.

»Ihr habt, Messer Leonardo«, sagte der Herzog nach einer kurzen Weile des Schweigens, »uns diese wunderbare ›Anbetung‹, wie sie nach Euern Plänen hätte werden sollen,

mit großer Eindringlichkeit vor Augen geführt, und es ist ein Jammer, daß die viele Mühe, die Ihr damals aufgewendet habt, kein anderes Ergebnis gezeitigt hat als diese kleine Geschichte, die traurig klang, doch, von Euch erzählt, schön anzuhören war. Doch habt Ihr uns noch immer nicht erklärt, warum Ihr Euch mit solcher Hartnäckigkeit der Arbeit an dem ›Abendmahl‹ entzieht, auf dessen Fertigstellung der alte Mann dort mit einer Ungeduld drängt, die nur einer großen Liebe zu Eurer Kunst und Eurer Person entspringen kann.«

»Weil ich das Allerwichtigste noch nicht habe und noch nicht sehe, den Kopf des Judas nämlich«, gab Messer Leonardo zur Antwort. »Versteht mich, Herren, recht: Nicht irgendeinen Spitzbuben oder sonst einen Übeltäter suche ich, nein, den allerschlechtesten Menschen in ganz Mailand will ich finden, hinter ihm bin ich her, damit ich diesem Judas seine Züge gebe, ich suche ihn überall, wo ich auch bin, Tag und Nacht, in den Straßen, in den Schenken, auf den Märkten und auch an Eurem Hofe, gnädigster Herr, und bevor ich ihn nicht habe, kann ich die Arbeit nicht weiterfördern, – es sei denn, daß ich den Judas mit dem Rücken zum Beschauer stehen lasse, doch das brächte mir Unehre. Gebt mir den Judas, gnädigster Herr, und Ihr sollt sehen, wie ich mich auf die Arbeit stürze.«

»Aber spracht Ihr nicht erst jüngst davon«, wendete der Staatsrat di Treio bescheiden und respektvoll ein, »daß Ihr den allerschlechtesten Menschen von Mailand in der Person eines Florentiners aus alter Familie gefunden hättet, der, ein reicher Mann, seine Tochter bis in die Nacht hinein Wolle spinnen läßt und ihr nicht satt zu essen gibt? Ich traf sie vor kurzem auf dem Markt, wo sie, um sich Geld zu verschaffen, eines ihrer wenigen Kleider zu verkaufen versuchte.«

»In diesem Mann, der hier unter dem Namen Bernardo

Bocchetta sein Wuchergewerbe betreibt, habe ich mich getäuscht«, erklärte Messer Leonardo mit etwas wie Bedauern in seiner Stimme. »Er ist nichts anderes als ein kläglicher Geizhals. Er läuft in seinem Hause mit dem Stecken hinter den Mäusen her, um sich keine Katze halten zu müssen. Er hätte die dreißig Silberlinge eingesteckt und Christum nicht verraten. Nein, die Sünde des Judas war nicht der Geiz, und nicht aus Geldgier hat er im Garten Gethsemane den Herrn geküßt.«

»Er tat dies«, meinte Bellincioli, »aus dem Neid und der Bosheit seines Herzens, die beide das menschliche Maß überschritten.«

»Nein«, widersprach ihm Messer Leonardo. »Denn Neid und Bosheit hätte ihm der Heiland vergeben. Sie sind beide dem Menschen eingeboren. Wo gab es jemals einen Großen, der den Neid und die Bosheit der Geringeren nicht gekannt hat? Und so will ich ja den Erlöser auf diesem ›Abendmahl‹ darstellen: entflammt von der Begierde, alle Sünden der Welt, auch Neid und Bosheit, durch seinen Opfertod zu sühnen. Doch die Sünde des Judas hat er nicht verziehen.«

»Weil Judas das Gute kannte und doch dem Bösen folgte?« warf der Moro hin.

»Nein«, sagte Messer Leonardo. »Denn wer kann in der Welt bestehen und seinem Werke dienen, ohne bisweilen Verrat zu üben und das Böse zu tun!«

In diesem Augenblick, und bevor der Herzog auf diese kühnen Worte eine Antwort fand, erschien der Stallmeister in der Tür, und an seiner Miene war zu erkennen, daß er mit dem deutschen Roßkamm über den Preis des Berbers und des Sizilianers einig geworden war. Der Herzog gab sogleich den Auftrag, ihm die beiden Pferde, die nunmehr sein Eigentum werden sollten, nochmals vorzuführen, und die ganze Hofgesellschaft begleitete ihn hinunter.